

R. Milzkott

„Kabelkultur“

Columbus in Ohio ist wohl eine der uninteressantesten Städte in den USA. Die Bevölkerungsstruktur der Stadt repräsentiert den Durchschnitt des gesamten Landes, was Alter, Einkommen und Hautfarbe anbetrifft. Columbus wird bevorzugt als Testmarkt für neue Produkte benutzt.

KABELSTADT COLUMBUS

Der Taxifahrer, der uns in die Kennear-Road bringen soll, muß erst nachdenken, wo diese Straße liegt. Alle Straßen sehen ziemlich gleich aus, ein Häuschen neben dem anderen. Die zweieinhalb Millionen Einwohner der über eine riesige Fläche verteilten Stadt leben von

Zwei Computer, einige Fernsehstudios, Redaktion und Verwaltung. Qube, der Name hat keine Bedeutung, ist das erste kommerzielle Zweiwegkabelfernsehsystem der USA. Der Qube-Werbe-film:

„Das Zeitalter des passiven Fernsehzuschauers ist vorbei. Durch eine revolutionäre Vermählung von Kabel- und Computertechnologie ist es den Qube-Abonnenten möglich, von ihrem Fernsehgerät aus das Programm mitzugestalten. Durch das Drücken eines der fünf Antwortknöpfe können die Qube-Abonnenten ihre Meinung sagen, Spiele spielen, Fertigkeiten erlernen, einen Hochschulkurs mitmachen, Auskünfte einholen, und sie können auch wirklich

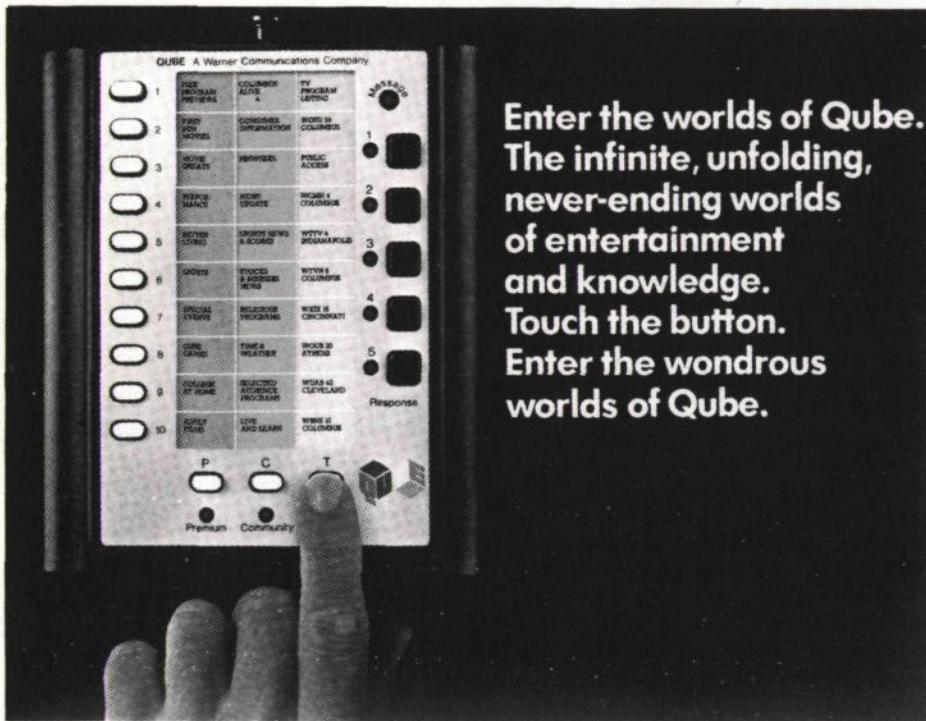
che Grundgebühr bezahlt hat, dreißig Programme sehen. Es gibt drei Programmleisten mit jeweils zehn Programmen. Auf der ersten Programtleiste werden neueste und auch alte erfolgreiche Spielfilme gezeigt, Sport, Oper, Ballett, Spiele, bei denen es Sachpreise zu gewinnen gibt, Hochschulkurse und Pornofilme. Auf dieser Leiste müssen alle Programme bezahlt werden. Der Computer registriert, wann und welches Programm man eingeschaltet hat, und drückt schließlich eine monatliche Rechnung für die bezogenen Programme aus.

Den Preis der Programme können die Abonnenten aus einem Programmheft entnehmen, das ihnen monatliche zugeschiedt wird. Francois Truffauts „Der Mann, der Frauen liebte“, Spielfilm 119 Minuten, kostet zwei Dollar. „Cavalleria Rusticana“, dirigiert von Herbert von Karajan, kostet 2 Dollar 50 und „Verbotene Freuden“, die Geschichte eines todkranken Millionärs, der seine letzten Tage so aufregend wie möglich gestalten will, kostet 3 Dollar und 50 cents. Alle Filme dieser Programtleiste werden nicht von Werbung unterbrochen – ein in den USA seltenes Vergnügen!

Die Community-Channels, die Gemeinde-Kanäle, kosten nichts. Hier gibt es „Columbus Alive“, das eigentliche Regionalprogramm, einen Kanal, der nur Kirchensendungen bringt, einen Kanal für Vorschulkinder, einen Bildschirmtext für Börsenkurse, einen für Preisvergleiche der lokalen Supermärkte, einen für politische Nachrichten, einen für Sportnachrichten und einen für das Wetter. Schließlich gibt es noch einen Kanal für ausgewählte Zuschauergruppen, zum Beispiel Ärzte, die hier Pharma-Werbung und -Information empfangen können. Die dritte Programtleiste, auch kostenlos, bringt die Programmübersicht, acht kommerzielle Fernsehkanäle und einen Kanal mit öffentlichem Zugang; hier können sich Gruppen und Interessenverbände selbst darstellen. Soweit das erweiterte Fernsehangebot von Qube.

Das Neue ist die Möglichkeit, durch einen Knopfdruck auf der Konsole etwas zum Programm beizutragen, wenn die Zuschauer dazu aufgefordert werden.

Die Vorentscheidungen für die Miss-Amerika-Wahlen brachten eine hohe Zuschauerbeteiligung. Es wurde zum Mitmachen bei der Wahl aufgefordert. Die Zuschauer konnten die ihnen gestellten Fragen, etwa „Gefällt Ihnen dieses Mädchen im Badeanzug?“ mit Ja oder Nein beantworten. Bei Bildungsprogrammen zum Beispiel hat der Zuschauer auch die Möglichkeit, durch Knopfdruck den Lehrer zum Wieder-



Enter the worlds of Qube. The infinite, unfolding, never-ending worlds of entertainment and knowledge. Touch the button. Enter the wondrous worlds of Qube.

Die Qube-Konsole: „Drück den Knopf. Tritt ein in die wundervollen Welten von Qube“

der Stahlherzeugung, Feinmechanik, dem Hubschrauberbau und natürlich Corn – Mais. Columbus liegt im Corn-belt.

Als wir schon eine Weile auf der Kennear-Road fahren, fragt der Taxifahrer: „Haben Sie schon mal was von Qube gehört?“ Ja, da wollten wir ja hin. „Das hätten Sie gleich sagen sollen, dann wäre ich einen kürzeren Weg gefahren. Dann sind Sie wohl Reporter von 'ner Zeitung oder so?“ Ja, so ähnlich. „Ich hab' schon viele von Ihren Kollegen da hingefahren, das ist ja auch das Größte, was wir hier haben. Ich find's toll.“

„Das Größte“, Kennear-Road 930, ist in einem Flachbau untergebracht:

den Verlauf des Programms ändern, an dem sie teilnehmen.“

Für 19 Dollar 95 cent legt die Warner-Cable-Corporation, eine Tochtergesellschaft des Warner-Communication-Konzerns, der Spielfilme, Fernsehprogramme, Bücher, Schallplatten und Spielautomaten herstellt und eine Fußballmannschaft sowie Qube sein eigen nennt, für 19 Dollar 95 cent legt die Gesellschaft dem Abonnenten ein Fernsehkabel über die Telefonmasten ins Haus. Von einer Verteilerdose aus wird dann der Fernseher angeschlossen und die Qube-Konsole, ein pralinenschachtelgroßes Kunststoffgehäuse mit 18 Knöpfen und neun Lämpchen. Damit kann der Abonnent, wenn er die 10 Dollar 95 cent monatli-

holen des gerade Gesagten aufzufordern. Sind genügend Meldungen eingegangen, wird der Lehrer im Studio den Stoff während derselben Sendung noch einmal wiederholen. Auch Prüfungen können über das Fernsehen durchgeführt werden. Hierbei gibt es dann die Möglichkeit des „multiple choice“-Verfahrens, das heißt, es werden fünf mögliche Antworten zu einer Frage angegeben, unter denen der Teilnehmer die richtige herauszufinden hat. Der Computer speichert dann die Antworten. Der Teilnehmer kann sich später telefonisch über das Ergebnis der Prüfung Auskunft geben lassen. Allerdings nehmen Bildungsprogramme nur einen sehr geringen Anteil vom Gesamtprogramm ein.

Für James Fisner, den für Qube verantwortlichen Manager des Warner-Konzerns, ist das System in erster Linie der Versuch, das Kabelfernsehen in den städtischen Märkten der USA durchzusetzen, wo ohnehin ein vielfältiges Programmangebot besteht. Die Strategie ist, zusätzliche kabelspezifische Angebote zu schaffen, so zum Beispiel einmal die Möglichkeit, Minoritätenprogramme zu produzieren, die schon allein auf der Basis von Werbeeinnahmen nicht produziert werden könnten, und zum anderen zusätzliche Dienste durch die Benutzung des Rückkanals in Verbindung mit einem Computer anzubieten.

Einkaufen über's Fernsehen ist schon heute in Columbus möglich. Da wird zum Beispiel in einer Talk-Show ein Autor vorgestellt, es wird über sein Buch gesprochen, und anschließend sagt der Moderator, „Wenn Sie nun dieses Buch haben wollen, das kostet soundsoviel, dann drücken Sie Knopf Nummer fünf. Wir rufen Sie dann wieder an, damit Sie Ihre Bestellung bestätigen können.“

Ein personalintensiver und teurer Anruf zuviel. In Zukunft wird der Computer der Kabelfernsehgesellschaft mit den Computern der Banken zusammengeschaltet werden. Der Abonnent drückt dann einen Knopf, mit dem er seine Kaufbereitschaft mitteilt, dann drückt er den Code seiner Bank. Der Computer der Kabelfernsehgesellschaft setzt sich mit dem Computer der betreffenden Bank in Verbindung und überprüft, ob das Konto gedeckt ist. Wenn dies der Fall ist, wird eine Überweisung zugunsten der Kabelfernsehgesellschaft oder gleich eines Dritten, des Anbieters des Produkts, veranlaßt. Am Ende dieser Transaktion drückt ein dem Fernsehgerät angeschlossenes Kopiergerät die Quittung für den Kauf aus. Nach fünf Sekunden ist der Abonnent rechtmäßiger Eigentümer der gekauften Ware, was er mit der Quittung belegen kann. Wie er nun in den Besitz der von ihm gekauften Ware kommt, ist sein Problem.

„Schutz für Ihren wertvollsten Besitz, Ihre Familie und Ihr Heim“, verspricht die Werbung von Qube. Gegen zusätzlich Gebühren kann ein Sicherheitssystem installiert werden, das über Lichtschranken, Hitze- und Rauchsensoren seine Daten über die Kabelfernsehleitung dem zentralen Qube-Computer mitteilt. Sollte ein Feuer ausbre-

chen oder ein Dieb durch das Fenster einsteigen, wird das der Computer dem zuständigen Feuerwehr- oder Polizeirevier melden.

„Brave new world, Heil Columbus“, schrieb das Nachrichtenmagazin „Time“ 1978, als es über den „Prototyp des elektronischen Dorfes“ berichtete. Aber wer kontrolliert das eigentlich?

„Letztlich ist es der Kunde“, meint James Fisher. „Das Programm, das wir anbieten, ist doch das Programmangebot, das sich aus der Bereitschaft der Zuschauer ergibt, ein Programm zu kaufen oder nicht. Wir werden uns den Kundenbedürfnissen anpassen.“

Die Ultima Ratio des Gebrauchs dieses elektronischen Systems, so wie es vom Warner-Konzern propagiert wird, soll in der Möglichkeit der demokratischen Entscheidung durch die Benutzer des Systems liegen. Während des schweren Winters 1977/78 fragte der Bürgermeister von Columbus/Ohio die Abonnenten des Qube-Systems, ob sie bereit wären, für die Schneebeseitigung mehr Steuern zu zahlen. Die politische Entscheidung fiel einige Tage nach der Sendung gemäß den Wünschen der Zuschauer, es mußten keine höheren Steuern bezahlt werden, es wurden keine zusätzlichen Maschinen und kein zusätzliches Personal für die Schneebeseitigung eingesetzt. Es war allerdings nicht zu ermitteln, ob und wie viele Bürger aufgrund dieser Entscheidung einen Schaden erlitten haben, weil sie ihre Häuser wegen der Schneemassen nicht verlassen konnten und auch nicht von außen versorgt werden konnten. Bürgermeister und Kabelfernsehgesellschaft schweigen sich darüber aus.

COMPUTER IM DORF

50 Kilometer nördlich von Manhattan liegt Armonk. Die Landschaft ist hügelig und mit alten Eichen und Buchen bewachsen. Armonk hat etwa hundert Häuser, viele auf einem Fundament aus Feldsteinen aus Holz gebaut, weiß angestrichen. Das Städtchen Armonk hat auch ein Postamt und natürlich eine Kirche. Von der Kirche führt eine Straße, die die Zubringerstraße nach New York City kreuzt, direkt auf einen Hügel, auf dem bis 1964 Apfelbäume wuchsen. Jetzt steht dort ein dreistöckiger, nüchterner Neubau. Vor dem Eingang wehen an einem Fahnenmast die Stars and Stripes.

Mit diesem Gebäude im Apfelgarten wurde das idyllische Städtchen Armonk zu einem Ort, an dem jährlich soviel Geld umgesetzt wird wie etwa die Staatshaushalte von Dänemark und noch einigen anderen kleinen Staaten zusammen ausmachen. Die Firma, die hier ihre Zentrale hat, nennt sich „International Business Machines“, kurz IBM.

„Es sollte eigentlich das Atomzeitalter werden: Es wurde das Computerzeitalter“, stellt dieser Multinationale Konzern in einer Werbebroschüre fest. Nachdem dreißig Jahre lang die Innenstädte mit ihren Bürohäusern die Hauptabsatzgebiete dieses Konzerns gewesen sind, erkennt nun John Ranking, einer

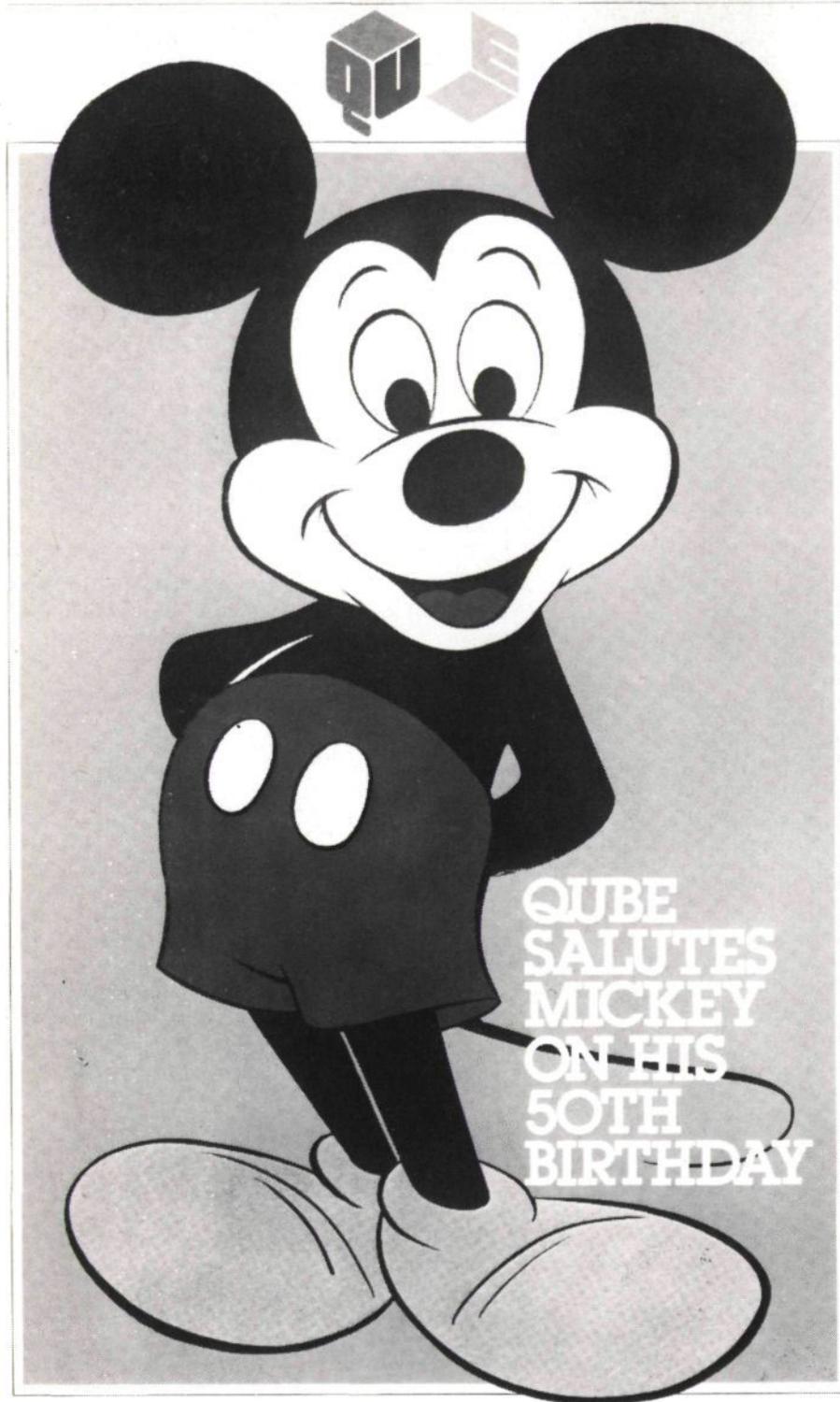
der Direktoren von IBM, die Möglichkeiten der Dezentralisierung: „So wie sich der Computer entwickelt hat, wenn er auch Kommunikationskanäle mitbenutzt, ist es heute in vieler Hinsicht unwichtig, wo der Computer und das Datenmaterial einer Firma untergebracht sind.“ Und daß es mit der Elektronisierung gerade erst bescheiden angefangen hat, meint auch Rich Lurie, der bei IBM neue Büromaschinen entwirft. Allein in den letzten zehn Jahren sei die Produktivität von Fabrikarbeitern durch Automation um 80 bis 90 Prozent erhöht worden. In jenem Zeitraum sei pro Fabrikarbeitsplatz 25 000 Dollar investiert worden. Die durchschnittlichen Investitionskosten für einen Büroarbeitsplatz würden aber nur etwas weniger als 2 000 Dollar betragen. „Und es gibt Studien, die zeigen, daß die Produktivität der Büroarbeiter sich im selben Zehnjahreszeitraum nur um etwa vier Prozent erhöht hat.“

Im Rennen um die Märkte der Zukunft sind aber nicht nur die großen Büromaschinenhersteller, sondern auch verhältnismäßig kleine Firmen mit einigen hundert Angestellten wie etwa „Vydec“, eine Tochtergesellschaft des Öl-Multis EXXON. Seit den 60er Jahren hat sich der Konzern bei etwa 25 kleineren Firmen eingekauft, die mit dem Ölgeschäft überhaupt nichts zu tun haben. Die kleinen Töchter müssen sehr erfolgreich sein, wenn sie in der Esso-Tigerfamilie bleiben wollen. Wer nach einigen Jahren nicht mindestens 100 Millionen Dollar Umsatz macht, wird wieder ausgestoßen. Die erfolgreichsten Töchter sind Daten- und Textverarbeitungshersteller. Der Öl-Multi plant für die Zeit, wenn es mit dem Öl zu Ende geht. Verdient er jetzt noch an den zentralistischen Strukturen, setzt er auf die Zukunft der Dezentralisierung, wo der Verkehr von heute durch elektronische Kommunikation ersetzt werden könnte. George Murray, einer der Manager von Vydec leitet seine Zukunftsperspektive aus der Veränderung der geschäftlichen Verkehrsformen ab:

„Die Notwendigkeit, Verbindungen zu halten, bedingt doch das Zusammenrücken von allem, und ohne Elektronik wäre das zu entfernt und zu abstrakt. Man reduziert das dann auf ein Stück Papier, das von einem Boten woanders hingebacht wird, man ist nicht nur fünf oder sechs Arbeitsschritte von dem entfernt, mit dem man sich in Verbindung setzen will, dazu kommt noch, daß die Information, die man übermitteln will, nur sehr begrenzten Umfang haben kann. Und das wäre ja gar nicht praktikabel. Das heißt also, daß man nahe dran sein muß, daß man eben in einem größeren Zentrum sein muß, wo es Büros gibt, in denen diese Kontakte stattfinden. Die Elektronik erlaubt es nun, daß man dabei ist, ohne körperlich dort anwesend zu sein.“

Die Anwendungsgebiete der Elektronik werden weiter wachsen.“ Für IBM-Direktor John Ranking hat diese Zukunft bereits begonnen, die Grundlagen für eine tiefgreifende Veränderung der Gesell-

OCTOBER ON QUBE



Aus dem Oktoberprogramm von Qube

schaft seien gegeben, weil „eine ganze Generation von Kindern heranwächst, denen das Arbeiten mit dem Computer schon von der Schule und der Universität her vertraut ist. Und auch die Erwachsenen werden durch den Gebrauch von Taschenrechnern und programmierbaren Rechnern immer mehr daran gewöhnt, einen Computer zu benutzen. Zu Hause sind ja durch das Vorhandensein des Fernsehers und des Telefons die grundlegenden Voraussetzungen dafür gegeben, sich mit einem Computer in Verbindung zu setzen. Also, ich stelle mir eine Gesellschaft vor, die im großen Um-

fang den Computer für alle möglichen Angelegenheiten benutzt, auch zu Hause. Zum Beispiel, um an Dienste heranzukommen, mit denen man die Erziehung der Kinder planen kann, um einen Kuchen zu backen oder um das aktuelle Angebot eines Ladens zu erfahren oder zur Nachfrage in Katalogen und Enzyklopädiën. Das wird mehr und mehr zu Hause passieren, indem man den Fernsehschirm und das Telefon in Verbindung mit einem Computer benutzt.“

Vom Sinn oder Unsinn der Elektronicisierung der privaten Haushalte wird nicht geredet, ein Heimcomputer kostet um

die tausend Dollar, zahllose Fach- und populär aufgemachte Computerzeitschriften heizen den Trend an.

'DEZENTRALISIERUNG' ODER: DIE NEUE ORDNUNG DER STÄDTISCHEN HIERARCHIE

Los Angeles aus dem Flugzeug betrachtet, ist „spread-city“, die „Brotaufstrichstadt“, entstanden durch ungehemmtes Wachstum in die Wüstenregion entlang des Pazifik. Zweihundert mal siebenzig Kilometer ein Häuschen mit Swimmingpool am anderen, das Wasser wird von jenseits der Berge gepumpt. Bis vor einigen Jahren war der Bau von Hochhäusern im erdbebengefährdeten L.A. verboten. Dann die riesigen Stadtautobahnen für acht bis zehn Millionen Autos der Zehn Millionen Los Angelenos, die im sogenannten Landkreis, „county of Los Angeles“ leben.

Bei der Landung wird es dunkler, obwohl der Himmel wolkenlos ist. Am Boden kann man in die Sonne sehen, ohne daß die Augen schmerzen, die Sonne hat eine gelblich-braune Farbe. Übelkeit und Reizhusten schon nach wenigen Minuten, das ist der Los-Angeles-Smog. Allein die Autos verpesten die Luft, große Industrie gibt es nicht. Wer das Geld dazu hat, zieht jetzt ins San Fernando Valley in die Wüste, da ist die Luft besser. So wächst die Stadt weiter.

Anruf vom Flughafen aus ins Hotel. „Ist es weit bis zu Ihnen?“, „Eine halbe Stunde, manchmal auch eine Stunde“, die Maßeinheit der Autogesellschaft.

Am nächsten Morgen, nach etlichen „halben Stunden“ auf überfüllten Autobahnen, Besuch bei Hank Koehn, Leiter der Abteilung Zukunftsforschung der „Security Pacific National Bank“.

Der Bankmanager sorgt sich um die Entwicklung seiner Stadt, die einmal die „Heimat der Zukunft“ genannt wurde. Gar nicht denken mag er an das Problem mit dem Öl; nicht jeder kann es sich leisten, mit dem Auto täglich zweihundert Kilometer zur Arbeit und zurück zu fahren, wenn die Benzinpreise weiter steigen. Wenn es regnet oder wenn die Benzinpreise gerade wieder erhöht wurden, setzt die Bank den Computer ein: er vermittelt Fahrgemeinschaften unter den Angestellten. Andere Firmen und auch die Stadtverwaltung arbeiten nur noch an vier Tagen in der Woche. Der Arbeitstag dauert zehn Stunden.

Trotz allem ist der Optimismus ungebunden. „Ich möchte nur hier in Süd-Kalifornien leben“, sagt Hank Koehn, den die „New York Times“ als einen der führenden Zukunftsdämonen des Big Business ausweist, „nur hier haben sie den Raum, um ein ‚gediegenes‘ Leben zu führen“. Natürlich würde das durch Entfernungen erkauft, erkennt Koehn, aber „solange wird das Geld für das Benzin haben...“

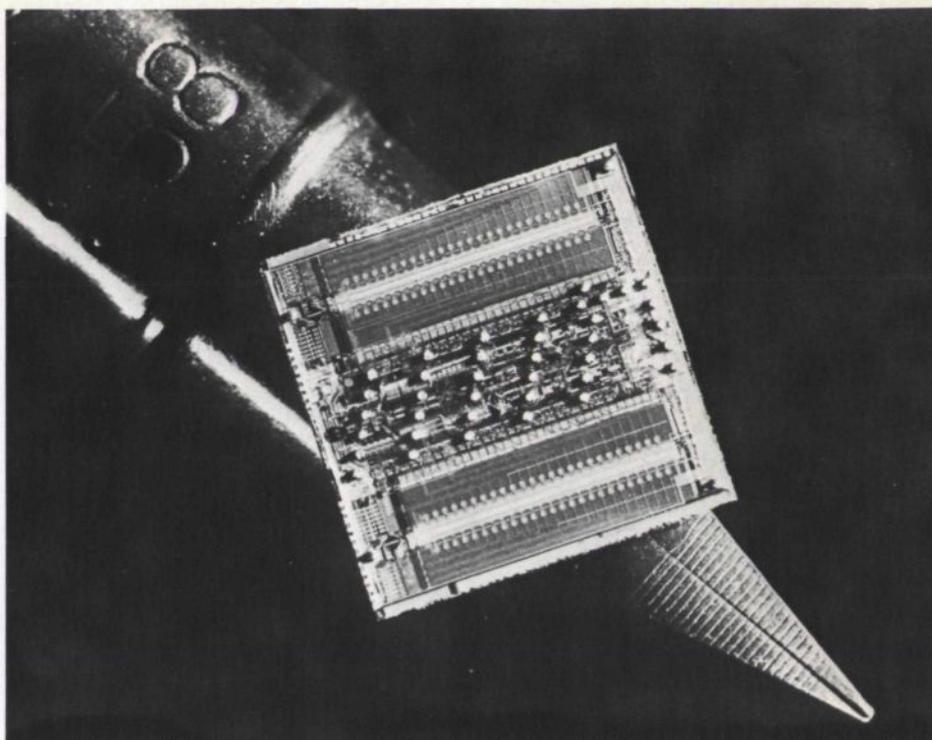
Am nächsten Tag Besuch bei Burt Nanus, Direktor des Instituts für Zukunftsforschung an der Universität von Süd-Kalifornien in Los Angeles. Das

Institut wird von der Wirtschaft finanziert, auf dem Campus residiert es im selben Gebäude mit der Management-School. Nanus über die Möglichkeiten zur Lösung der Krisen der von Ölpreiserhöhung und Klimaänderung bedrohten Stadt mittels eines Konzepts zur Dezentralisierung:

„Wir haben eine Studie für die National Science Foundation über eine große Versicherungsgesellschaft im Zentrum von Los Angeles gemacht, um zu zeigen, wie man das auf sehr vorsichtige und systematische Art und Weise tun kann und ob das wirtschaftlich vertretbar ist. Und wir fanden heraus, daß selbst auf der Grundlage der aktuellen wirtschaftlichen Gegebenheiten es für die Firma, die heute noch in einem sehr großen Bürogebäude untergebracht ist, es sehr sinnvoll wäre, sich auf 18 bis 20 verschiedene Orte zu verteilen und diese Filialen durch Telekommunikationssysteme und ein Kabelfernsehsystem zu verbinden. Das fängt mit dem Telefon an, aber man kann das Telefon mit sehr speziellen Einrichtungen verbinden, und über das Fernsehsystem kann z.B. ein Faksimile-Transfer für Schriftstücke eingerichtet werden.“ „Wer würde denn in diesen Filialen arbeiten?“

„Die Hauptidee dabei ist, daß man die Arbeit zu den Leuten bringt und nicht die Leute zur Arbeit. So sucht man erstmal nach Gebieten, in denen eine große Zahl von Angestellten leben und dann richtet man dort kleine Bürogebäude ein, vielleicht zwei, drei Stockwerke hoch für 100 bis 120 Angestellte. Die stehen dann im Mittelpunkt eines Kreises mit einem Radius von zwei, drei Meilen, in dem die Angestellten wohnen. In erster Linie würden dort dann die geringer bezahlten Angestellten arbeiten, die die Büroarbeiten machen, die ja im Dienstleistungsbereich die größte Gruppe von Arbeitern darstellen. Die Chefs, also wirklich die Spitzen der Firma, die zum Beispiel mit den Banken zu verhandeln haben, die bleiben im Stadtzentrum. Bei einer Firma mit 2 500 Angestellten sind das vielleicht nur zweihundert. Nach unserer Studie verringern sich dadurch die Kosten für die Firma ganz entscheidend. Es kostet eben viel Geld, wenn die Leute erst eine weite Reise machen müssen, um ins Büro zu kommen. Die Energiekosten sind sehr hoch, egal ob das der einzelne bezahlen muß oder die Firma, aber irgendwo muß das Geld dafür herkommen. Dann ist die Bürofläche im Zentrum sehr teuer verglichen mit Flächen irgendwo anders. Die Nahrungsversorgung während des Arbeitstages ist sehr teuer im Stadtzentrum, die Restaurants hier haben hohe Preise beziehungsweise die Firma versorgt die Leute selbst, aber das kostet viel Geld. Es gibt viele Kosten, die mit der Lage im Stadtzentrum verbunden sind, die in entfernten Filialen nicht entstehen würden. So eine Firma könnte da also sehr viel Geld einsparen.“ „Was würde diese Dezentralisierung denn für die Struktur der Stadt bedeuten?“

„Die Hauptveränderung für die Stadt bestünde darin, daß eine große Zahl von



Der quarter-inch chip von IBM speichert 1000 Wörter

kleinen Dörfern entstehen würde, in den Grenzen der Stadt. Da würden sich Gemeinden rund um Einkaufszentren und Ansammlungen von kleinen Bürogebäuden bilden. Und die Leute haben die Möglichkeit, ganz in der Nähe ihres Arbeitsplatzes zu wohnen und gleichzeitig aber nicht die Vorteile zu verlieren, die ihnen eine große Stadt bietet. Sie sind in der Lage, ins Konzert zu gehen oder zum Ballett, in die Oper, ins Museum oder in gute Restaurants, die Einrichtungen, die nur eine große Stadt bieten kann.

Was das Stadtzentrum anbetrifft, glaube ich, daß es langfristig gesehen mit dem Bau der hohen Häuser aufgehört. Ich weiß nicht, was mit den existierenden Gebäuden passiert, ich bin sicher, daß sich dafür immer eine Verwendung finden lassen wird, aber langfristig werden die großen Investitionen für das dezentrale Schema ausgegeben werden und nicht für das zentrale Schema.“

Nachdem das Tonbandgerät ausgeschaltet ist, erläutert Burt Nanus einen weiteren, für die Unternehmen sehr interessanten Vorteil der Dezentralisierung. Das Konzept erweise sich für die Firmen auch deshalb als kostensenkend, weil in den Innenstädten die Löhne für die unteren Angestellten in der Regel höher seien. Wenn eine Sekretärin in der Firma ‚A‘ 100 Dollar in der Woche verdient und sie beim Mittagessen in einem Restaurant eine Mitarbeiterin der Firma ‚B‘ trifft, die 105 Dollar in der Woche verdient, werde auch sie bald entweder mehr Lohn fordern oder gleich in die Firma ‚B‘ überwechseln. Dieses Problem sei mit der dezentralen Firmenstruktur weitgehend gelöst.

Das Arbeitsleben erhält in der dezentralen Filiale der Firma den Charakter einer geschlossenen Gemeinschaft. Vom Arbeitsplatz geht es nach Arbeitsschluß vielleicht mit einem kurzen Umweg über

den Supermarkt direkt nach Hause zum Rasenmähen. Auch der Nachbar, mit dem man sich vielleicht über die Hecke hinweg unterhält, arbeitet möglicherweise für dieselbe Firma.

Die Vorstellung, daß dezentrale Systeme nur in einer sozialistischen Gesellschaft sinnvolle Anwendung finden könnten, war falsch; ging man doch von der Vorstellung aus, daß ein kapitalistisches System, das im ökonomischen Bereich zu Konzentrationen neigt, weil es auf wirtschaftliches Wachstum angewiesen ist, sich auch baulich-räumlich als Zentralen manifestieren würde. Doch während als antikapitalistische Strategie das System der Dezentralisierung noch diskutiert wurde, hatte die andere Seite ihre Exposés zur Dezentralisierung bereits verfaßt. Schon 1973 schlug das Zentrum für Zukunftsforschung in Los Angeles seinen Finanziers aus Industrie, Versicherungs- und Bankwesen Szenarios für die Zukunft vor, in denen die elektronischen Möglichkeiten zur Lösung der Kommunikationsprobleme beschrieben wurden. Das Arbeiten zu Hause am Bildschirm, Kongresse ohne Kongreßzentren, Firmenkongresse in mehreren Städten ohne Reisen und die Möglichkeit eines verstärkten Einsatzes von Teilzeitarbeitskräften werden propagiert, wenn etwa Hausfrauen oder Oberschüler zu „leichten Bildschirmarbeiten in der Nähe ihres Wohnortes“ herangezogen werden sollen.

Die mächtigen multinationalen Konzerne haben sich der Entwicklung auf dem Sektor der elektronischen Kommunikation bemächtigt. Sie bieten Geräte an, die die städtischen Probleme zwar nicht lösen können, aber als ein Ausweg erscheinen mögen. Sicherheit und Schutz zum Beispiel, einer der ursprünglichen Beweggründe für Menschen, zusammenzusiedeln und Städte zu bilden, soll nun gegen eine monatliche Gebühr den Abonnenten des Qube-Systems in Columbus/

Ohio garantiert werden, wie es die Werbung verspricht. Nicht mehr Nachbarschaftshilfe soll diesen Vorteil ermöglichen, sondern der Dialog zwischen Sensoren und einem Computer.

Die Siedlungsweise im elektronischen Zeitalter wird dörflich sein, das heißt, wenige Häuser werden um ein kleines Zentrum angeordnet sein. Von diesem Zentrum aus werden städtische Funktionen erfüllt, wobei die Stadt als Ort gar nicht mehr interessant ist. Innerhalb dieser elektronischen Informationssysteme werden die Menschen, die mit ihnen arbeiten, geschlossene Gemeinschaften bilden, einmal in der lokalen Isolation des Dorfes und zum anderen in der Isolation des Informationssystems, mit dem sie arbeiten. Zusätzliche kulturelle Angebote über elektronische Medien wie das Kabelfernsehen können, auch wenn sie eine gewisse Teilnahme am Programmverlauf gestatten, die kulturellen Funktionen der Stadt nicht ersetzen. In der Stadt ist die Möglichkeit der zufälligen Begegnung von Menschen gegeben. Das elektronische System aber ist programmiert, und ein Programm beinhaltet eben auch seine Spezialisierung und Beschränkung.

Der Wallstreet-District auf der Südspitze von Manhattan weist die Charakterzüge eines monofunktionalen Dorfes auf. Es geht hier ums Geld und um nichts anderes. Die Banken haben ihren

Betrieb seit jeher stark rationalisiert. So ist dieser Bezirk heute die Landschaft mit der höchsten Computerdichte auf der Welt. Banken verlegten bereits ganze Abteilungen von hier irgendwohin aufs Land. Die meisten Kontakte werden auf elektronischem Wege erledigt. Im District geblieben sind vorerst die Bankbosse. Doch viele sehen auch schon nicht mehr ein, warum sie unbedingt jeden Tag die Reise aus den Villengettos in New Jersey oder im Staate New York machen sollen.

Außerdem seien die persönlichen Kontakte für das Berufsleben gar nicht so wichtig. Es gilt die Regel, daß ein Händedruck und ein persönliches Gespräch mit Kunden nur einmal alle 12 bis 18 Monate stattzufinden braucht. Viele der kleinen Restaurants im Wallstreet-District haben in den letzten Jahren ihren Herd für immer abgestellt. Es finden weniger Geschäftsessen statt. Immer häufiger sieht man Schilder hinter halbblinden Schaufenstern: „Zu vermieten“. Zu vermieten ist auch jede Menge Büroraum auf der Fifth Avenue und gleich dreißigstöckige Bürohäuser auf der Sixth Avenue. Die Menschen, die hier einmal beschäftigt waren, sind von halbwegs intelligenten Bürocomputern wegrationalisiert worden.

In einer Hochglanzbroschüre preist New Yorks Bürgermeister Edward Koch die wirtschaftlichen Vorzüge seiner Stadt

und belegt das mit 15 Firmen, die in den letzten Jahren nach New York City gekommen sind. Das Eigenartige dabei ist, daß von diesen 15 Firmen sich allein sieben direkt mit der Nahrungsmittelindustrie beschäftigen. Yoghurt aus der Milch glücklicher Kühe mit gartenfrischen Erdbeeren oder eine Flasche Löwenbräu, hergestellt und abgefüllt im urbanen New York City.

Trotz eines hohen Rationalisierungsgrades ist die Nahrungsmittelproduktion noch immer sehr lohnintensiv. In New York kann man auf Heerscharen billiger Arbeitsloser zurückgreifen, und sternförmig breiten sich von hier gute Verkehrsverbindungen aus, über die dann auch der Bankdirektor auf dem Lande mit seinem Yoghurt zum Frühstück beliefert werden kann.

Derweil beginnt eine neue Wanderungsbewegung in die Stadt, die zwar in der Bevölkerungsstatistik kaum ins Gewicht fallen dürfte, aber vielleicht einen Trend auslösen könnte. Junge Leute, die einige Zeit in Landkommunen gelebt haben, lassen sich zum Beispiel in der Lower East Side Manhattans nieder, in einem Viertel, in dem ein Drittel der Wohnhäuser ausgebrannt und verlassen ist. In dieser Gegend, die bisher für Weiße als Tabu galt, werden die Häuser in Zusammenarbeit mit Schwarzen und Puertoricanern wiederaufgebaut und werden neue, allerdings „alternative“ Arbeitsplätze geschaffen. Tomatenfelder, Sonnenkollektoren und Windmühlen auf den Dächern der Wohnhäuser, die fünf Autominuten vom Wallstreet-District entfernt stehen, sind die sinnfälligsten Zeichen der Veränderung.



Vydec-Werbung: Öl-Tiger und Computerhersteller